

Der Blick des Philosophen • Rede anlässlich meiner Verabschiedung aus dem Dienst

Pädagogische Hochschule Heidelberg, 29. Januar 2019

Liebe Freunde der Philosophie,

mit dieser etwas doppelbödigen Anrede begrüße nun auch ich Euch und Sie, doppelbödig, da das Freundsein ja bereits im Wort „Philosophie“ enthalten ist. Hat also aufgrund dieses Freundseins nicht jeder, der auch nur daran interessiert ist, was es denn mit der Philosophie auf sich hat, bereits von sich aus den „Blick des Philosophen“? Oder ist genauer zu erläutern, was den Blick des Philosophen auszeichnet?

(1) Haken wir zunächst nach beim Titel: Das personalisierende „des Philosophen“ zeigt an, dass es sich bei Philosophie nicht um eine Technik handelt, die man mal ausüben könnte, ein andermal wieder nicht. Philosophie ist vielmehr eine Tätigkeit, die existentiell so in Anspruch nimmt, dass sie den jeweils Philosophierenden nicht unberührt lässt. Und dass jedenfalls in diesem Sinne mit „dem“ Philosophen jeder Mensch gemeint sein könnte, darauf scheint bereits Aristoteles im ersten Satz seiner „Metaphysik“ zu verweisen, da doch **alle Menschen** *natürlicherweise* nach dem streben, womit sich die Philosophie beschäftigt. Wörtlich heißt es: πάντες ἄνθρωποι τοῦ εἰδέναι ὀρέγονται φύσει. Das Wort „Philosophie“ haben Sie jetzt gar nicht vernommen, doch jenes *eidenai*, wonach alle streben, ist spezifischer Gegenstand der Philosophie. Und Aristoteles wäre nicht *der* Philosoph, als der er bis in die Neuzeit zitiert wurde, würde er uns mit seinem Satz nicht zugleich das Problem vorsetzen, *was* denn eigentlich dieses *eidenai* sei und wie genauer jenes „streben“ danach zu verstehen sei. Geht man aber solchen Fragen differenzierter nach, ist man nicht mehr ein irgendwie Philosophierender (was mit diesem „irgendwie“ möglicherweise für alle Menschen gilt), sondern ist wissenschaftlich gefragt. Programmatisch stellt Aristoteles deshalb in die Mitte seines Satzes das *eidenai*, missverständlich im Englischen übersetzt mit „knowledge“: um schlichte Kenntnisse im Sinne eines Bescheidwissens von Daten und Fakten geht es hier nicht; schon besser kommt die geläufige deutsche Übersetzung daher, meint doch „Erkenntnis“, sofern man sprachsensibel das emphatische Präfix „er“ bemerkt, die bereits reflektierte und somit gewusste oder als Wissen bewusste Kenntnis von etwas. Aristoteles ist aber noch raffinierter, wenn er mit *eidenai* bewusst zu einem Wort greift, das grammatikalisch ein künstlich erzeugter Infinitiv ist des nur als sog. defektives Perfekt existierenden Verbs „sehen“ (ὄδω): Wer aber etwas recht gesehen *hat* und so auch zu einem „Wissen“ des Gesehenen gelangt ist (das ist der weitere Sinn auch des aus der gleichen Wortwurzel stammenden lateinischen *videre*), der sieht nicht nur etwas, sondern ist im Gesehen-Haben auch zur *Einsicht* gekommen, zu einer Einsicht auch in das Sehen. Und eben darauf zielt der Blick des Philosophen, des Philosophen Aristoteles und eines jeden, wer, freilich unter der Voraussetzung solcher Differenzierung, Philosoph zu nennen wäre.

Doch weiter: Zwar streben alle Menschen von Natur aus nach Einsicht, aber sie *streben* eben auch nur. So kommt es zur Frage, was genauer wir denn unter **strebender Einsicht** zu verstehen hätten. Sodann, womit eine solche strebende Einsicht denn *anhebt*. Und entsprechend, ob wir die erstrebte Einsicht je *erlangen* können. Auch auf dieses Problem reflektiert der Blick des Philosophen. Die Basisfrage, womit denn die Sicht der Einsicht beginnt, beantwortet Aristoteles übrigens gleich in den Folgesätzen: als erstes Indiz für die These, dass alle Menschen *natürlicherweise* nach Einsicht streben, gilt ihm die Liebe zur sinnlichen Wahrnehmung, und dabei vorrangig zur visuellen; – eine Begründung dafür, wie und warum tiefer gehende Einsicht, ein vordergründig rationaler Vorgang, mit dem sinnlichen Vermögen des Sehens zusammenhängt, und eine Rechtfertigung für unsere Frage nach dem *Blick* des Philosophen.

Jetzt habe ich Sie/Euch mit dieser kleinen Aristoteles-Anregung schon mitten ins Geschäft der Philosophie hineingetrieben, dass sie sich nämlich nie nur auf einen Gegenstand bezieht, gar die sogenannten großen Fragen, sondern dass sie dabei stets selbstreflexiv ist und diese Reflexion auf das eigene Denken ihr eigentlicher Gegenstand ist. Eine zentrale Zielsetzung meiner Einlassungen heute Abend ergibt sich daraus: Ein philosophisch Philosophie-Lehrender kann nicht einfach wortlos aus dem Dienst scheiden, ohne irgendwie Rechenschaft abzulegen, wie er es mit der Philosophie halte. Das zu erläutern, und zwar philosophisch, bin ich mir selbst als Anspruch wie auch Ihnen und Euch, den Studierenden, den Kolleg*innen, den Freund*innen als Zumutung schuldig. Doch ist darum kein philosophiewissenschaftlicher Spezial-Vortrag zu erwarten, auch kein Überblick zu geben über das, mit was allem der hier Scheidende im Laufe seiner beruflichen Tätigkeit sich philosophisch beschäftigt hat. Und so beschränke ich mich, ganz der Metapher des Sehens gehorchend, auf wenige ausgewählte Erläuterungen zum *Blick* des Philosophen. Genauer geht es um **zwölf Facetten**, also eher kleine unseren Blick öffnende Ansichten, die Komplexität jenes Blicks veranschaulichend, wovon gewiss einiges bekannt, darum einfach als vergnügliche Anregung zu nehmen ist, einiges aber doch zur Diskussion herausfordern könnte, hier und da implizit einige philosophische Thesen offen legend und daher auch gezielt systematisch aufeinander aufbauend.

(2) Eine erste Facette habe ich mit dem Blick auf das *eidenai* des Aristoteles schon vorgelegt, schon geht es darum weiter zur zweiten:



Die hat natürlich dem Bild¹ zu gelten, das bereits auf der Einladungskarte zu sehen war. Das Buch, in dem dieses Bild zu Beginn zu finden ist, trägt den Titel „Armstrong“, müsste daher im Jahr 2019, wenn sich die Mondlandung zum fünfzigsten Mal jährt, nochmals besondere Aufmerksamkeit bekommen; denn wie wir der wundersamen Story entnehmen können, war es nicht der Amerikaner Neil Armstrong, der im Juli 1969 als erster den Mond betreten hat, sondern es war die kleine Maus, die wir hier im Zentrum des Bildes durchs

¹ © Torben Kuhlmann: Armstrong, (1.Seite des gleichn. Bilderbuchs. Zürich: Nord-Süd 2016), mit freundl. Genehmigung des Autors.

Fernrohr schauend entdecken. Doch Vorsicht: Lediglich zum Schmunzeln zeige ich dieses Bild nicht. Denn die Geschichte von der Maus Armstrong, *ihr* Blick im Bild und *unser* Blick auf dieses Bild vermitteln uns anschaulich einen intelligenten Einblick in grundlegende **Dimensionen** des von uns zu untersuchenden **Blicks** des Philosophen, ich nenne sie (a) das *entdeckende* Sehen, (b) das *kritisch-verstehende* Sehen, (c) das *reflektierte* Sehen. – Zum *ersten*: Der Blick durchs Fernrohr ist nicht irgendein interesseloses Glotzen, sondern ein zielgerichtetes Hinblicken, für unser Mäuslein der Anlass, zum Mond zu fliegen. Und auch wir blicken nicht nur auf alle möglichen Gegenstände im Bild, sondern *entdecken* etwas in ihnen: Zum Beispiel im Flugzeug in der Spielzeugkiste hinter dem Teleskop; das gehörte der Maus Lindbergh, unser kleiner Armstrong ist ihr Nachfahre, und die ist ebenfalls vor Charles Lindbergh über den Atlantik geflogen. Alles Mögliche gibt es so nicht nur zu sehen, vor allem nicht als belangloses Dekor, sondern fragend zu entdecken, vor allem: was verbirgt sich in den verklebten Kisten, was steht in den vielen Büchern und in den hinten gestapelten Papieren; solch neugieriges Nachfragen – ich habe es mit vielen Kindern so erlebt – ist das fundamentale Element entdeckenden Sehens.

Mit den Büchern kommen wir schnell zur *zweiten* Blick-Dimension: Oberhalb der Maus sehen wir ein Buch aufgeschlagen, doch die Schrift können wir nicht entziffern – ein Hinweis, dass wir, was wir sehen und lesen, auch verstehen müssen. Betrachten wir dazu die Maus unter dem Teleskop: Wir sehen es unmittelbar, unter welchen Mühen ihr der Blick durchs Teleskop möglich geworden ist. *Per aspera ad astra* habe ich dieses Bild genannt: Und Torben Kuhlmann, der Künstler, dem ich an dieser Stelle danke, dass er mir diesen Abdruck für die Einladungskarte erlaubt hat, sicher auch als Anerkennung meiner philosophischen Interpretation, die ich ihm im Rahmen der Verleihung des Literaturpreises Heidelberger Leander 2017 gewidmet habe, Kuhlmann also und mit ihm seine Maus Armstrong zeigen uns das im weiteren Verlauf des Buchs: Nicht nur zum Mond, sondern bereits zum Blick durchs Fernrohr und so zu irgendeinem Wissen kommen wir nicht mit bloß genauem Hinsehen, sondern nur durch das kritisch prüfende, so auch verstehende und sinnentnehmende Lesen der vielen Bücher, über die die Maus, wie wir es sehen, auch körperlich klettern musste. Einen Hinweis auf den Inhalt dieser Bücher gibt uns das Portrait links am Bildrand: Ja, es ist Newton, durch dessen Studium, vor allem seiner *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica* sich in der Tat die Maus erst hindurchquälen muss – das zeigt Kuhlmann in einem späteren Bild seines Buchs – , bevor sie ihre Mondfahrt auch nur planen kann. Der nur unter großer Anstrengung und mit so erworbenem Erkenntnisinteresse mögliche Blick durchs Fernrohr veranschaulicht den zurück gebrochenen Blick auf die Voraussetzungen und Bedingungen unseres Sehens überhaupt. Dass das mit Philosophie zu tun hat, darauf verweist auch die hinten vor dem Bücherregal abgestellte Eule, Symbol der Athene, Göttin der sophia.

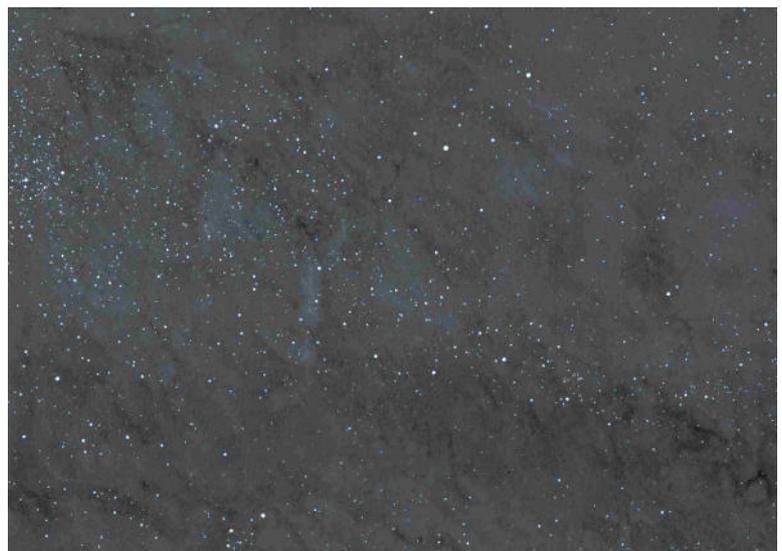
Mit solcher Reflexion der Voraussetzungen werden wir über das unmittelbar entdeckende Sehen zum einen und das kritisch seine Voraussetzungen durchschauende Sehen zum andern weiter hinaus gewiesen zur *dritten* Dimension des Sehens, der Reflexion darauf, was überhaupt Sehen ist, einschließlich der Grenze des Sehens. Inwiefern? Ist es aufgefallen, dass wir den Gegenstand des Sehens durchs Fernrohr, den Mond selbst, gar nicht sehen auf diesem Bild? Aber seinen Widerschein sehen wir: auf dem hell erleuchteten Dachboden, als Spiegelung auf der Linse des Teleskops und auch, wenn wir ganz genau schauen, im Auge der kleinen Maus. Mithin sehen wir so im Widerschein auch nicht zu Sehendes.



(3) Ich komme zur dritten Facette: Als Kind erhielt ich einmal eine Sammlung Kunstblätter, darunter vom Weihnachtsbild des Meister Francke aus seinem Thomas-Altar². Ohne das Warum genau benennen zu können, hat mich dieses Bild bereits als Kind besonders beeindruckt. Und unmittelbar hatte ich es innerlich wieder vor Augen, als ich vor fünf Jahren einen Einstieg für einen Vortrag zum philosophischen **Blick zu den Sternen** im Rahmen einer Ringvorlesung suchte. In meiner Erinnerung blitzten dabei vor allem die eigentümlich geordneten und doch nicht unmittelbar in ihrer Zahl zu fassenden Sterne am roten Himmelszelt auf.

Dieses Faszinosum des Sternenhimmels hat Hans Blumenberg in seinem philosophisch wie wissenschaftskritisch gelehrtem und anregendem Buch von der *Vollzähligkeit der Sterne* auf nahezu

550 Seiten in Sprache gefasst. Hinter diesem Titel steht die eigentümliche Dialektik, die uns Menschen eigen ist, dass wir zwar Sterne am Himmel sehen, in diesem Sehen aber zugleich einsehen, dass wir niemals alle Sterne sehen können, und auch, dass wir in den Sternen etwas sehen, was trotz ihres Sehens unerreichbar bleibt, dass wohl auch unser Sehen überhaupt wie auch alle möglichen Gegenstände unseres Sehens ganz grundsätzlichen Grenzen der Sichtbarkeit unterworfen sind.³ Mit genau dieser Einsicht konfrontiert uns das Kinderlied „Weißt du, wie viel Sternlein stehen“. Eine Unmöglichkeit nämlich ist es, der sich bereits der biblische Abram ausgesetzt sieht, wenn er die nicht auffordernde, sondern in Frage stellende Stimme Gottes hört: „Schau hinauf zum Himmel und zähle die Sterne, wenn du sie zählen kannst“. Blumenberg verweist für solches Sehen auf einen anderen biblischen Vers: „Er (also Gott) zählet die Sterne und nennet sie alle mit Namen“. Dieser Satz findet sich im Psalm 147; der Beter spricht also die Vollzähligkeit der Sterne als nur Gott mögliche, uns aber verborgene Einsicht aus, aber zugleich die Einsicht in die Unerreichbarkeit dieser Vollzähligkeit; dass sie Gott alleine vorbehalten ist, das zu denken und zu glauben und auch auszusprechen ist uns beschränkten Wesen gleichwohl möglich. „Sterne zu sehen ist“ demnach, so Blumenberg an anderer Stelle seines Werks, „ein Inbegriff des Mehr, das der Mensch als Nebenprodukt seines aufrechten Ganges zu seiner bedrängenden Alltäglichkeit hinzuzufügen vermochte“. Ich präzisiere: nicht das schlichte



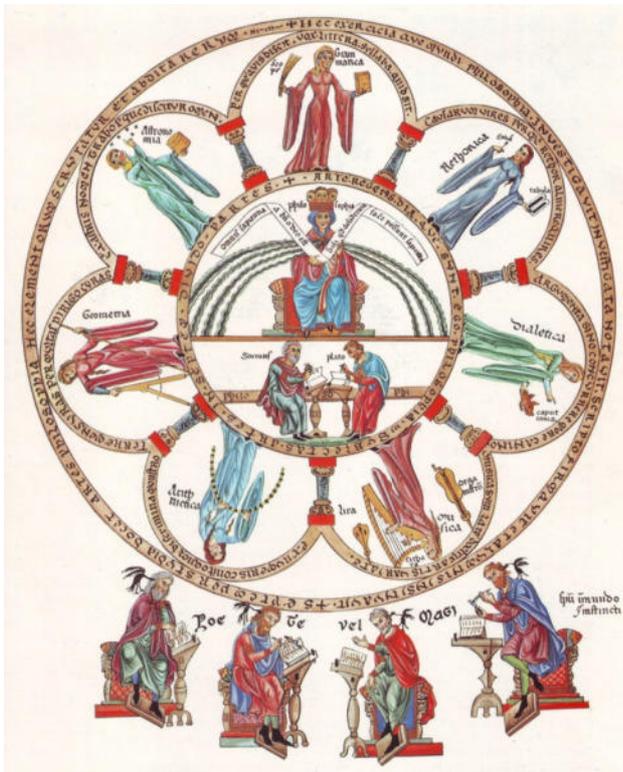
² Meister Francke: Anbetung des Kindes (Thomasaltar. Kunsthalle Hamburg).

https://de.wikipedia.org/wiki/Meister_Francke#/media/Datei:1426_Meister_Francke_Die_Anbetung_des_Kindes_anagoria.JPG

³ Zur Veranschaulichung das nebenstehende Bild, wiederum aus T.Kuhlmann: Armstrong (s.o. Anm.1).

Zu-den-Sternen-Sehen ist dieses Mehr, sondern im Sterne-Sehen eben auch unser Sehen selbst zu sehen in all seinen Möglichkeiten wie Grenzen. Entscheidend ist darum in der Betonung des „Mehr“ der „Inbegriff“: In aller Begrenztheit unseres Fassungsvermögens reichen wir mit der Einsicht in diese Begrenztheit doch über unsere Begrenztheit hinaus, also über das Nichtwissen im Wissen um das Nichtwissen, nicht, um dann doch realiter in die Sphäre jenes Nichtwissens zu gelangen, sondern um im Wissen des Nichtwissens jenen Inbegriff des Mehr zu erfassen. Ganz, aber auch nur in diesem Sinne ist Philosophie wesentlich Metaphysik, einerseits mutig durch den Blick aufs Prinzipielle alle Begrenztheit durchstoßend, zugleich aber bescheiden, die Alten hatten dafür das schöne Wort demütig, bei diesem begrenzten Blick bleibend.

(4) Unter welcher Perspektive aber ist dieser Blick zu den Sternen auch explizit ein philosophischer? Ganz anschaulich – also wiederum auf der Ebene des Sehens – gibt uns darüber Platon Auskunft mit seiner Erläuterung der **Astronomie** als drittem wissenschaftlichen Weg zur **Philosophie** (innerhalb des bis in die Neuzeit



wissenschaftliche Bildung bestimmenden Viererwegs, des Quadriviums⁴): Keineswegs nämlich wird beim astronomischen Sehen die wissenschaftlich-philosophische Einsicht in die oben liegende Welt der Ideen durch den Blick nach oben zu den Sternen ermöglicht⁵, sondern als philosophischer wird der Blick dabei vielmehr nach unten gelenkt, wie Sokrates es dem verdutzten Gesprächspartner Glaukon erläutert. Warum? Der pure Blick nach oben zu den Sternen „mit offenem Mund“, hat, wie Sokrates kritisch anmerkt, nichts mit Wissen zu tun, ist allenfalls Anstoß zur wissenden Auseinandersetzung durch



die sinnliche Wahrnehmung. Die aber muss weiter gehen über den Gesichtssinn hinaus zum Denken bzw. zur Einsicht des so Gesehenen und seines Sehens. Darum ist Thales vielleicht auch nicht zufällig beim Betrachten der Sterne in den Brunnen gefallen, ist wohl eher in den Brunnen gesprungen, um so von Grund auf, ganz gründlich wie auch grundsätzlich die Frage stellen zu können, was überhaupt der Mensch sei in seinen Möglichkeiten und Grenzen, auch beim Sehen. Mit diesem inversiven Blick gilt er Platon, der diese Anekdote erzählt, als erster Philosoph. Gleiches gilt auch für Sokrates, dem das Herumtollen in den Wolken und das Vergrübeln ins Unterirdische auch prozessual zum Vorwurf gemacht wurde, in Verkennung des metaphorischen Sinns seiner Denk-Bewegungen.

Die Pointe dieses meta-physischen, über das physisch Mögliche hinaus gehenden Blicks zu verstehen, ist übrigens nicht so einfach. Ich selbst habe das gespürt: Als ich die Anekdote von Thales als Anstoß der Frage, was denn Philosophie sei, in ein Schulbuch einbringen wollte, tadelte mich ein Kollege, damit würde ich Schüler*innen das mögliche Interesse an Philosophie eher vergrätzen statt zu fördern. Glücklicherweise

⁴ Nebenstehende Abbildung aus: Herrad von Landsber: Hortus Deliciarum. https://de.wikipedia.org/wiki/Sieben_freie_K%C3%BCnste#/media/Datei:Hortus_Deliciarum,_Die_Philosophie_mit_den_sieben_freien_K%C3%BCnsten.JPG

⁵ Vgl. ebd. oben links, die Astronomie, nebenstehend vergrößert.

konnte ich mich mit meinem Vorschlag durchsetzen. Der Blick des Philosophen starrt eben nicht nur auf alles Mögliche, was ihm in den Sinn kommt, sondern wendet diesen Blick sofort ins Reflexive, was das denn sei, das mir so unmittelbar in die Augen fällt, dass ich nicht davon lassen kann und so auch den Voraussetzungen dieses Blicks nachgehen muss.

(5) Diese Dialektik der ästhetischen Basis all unserer Welt- erfassung ist Schlüssel auch zum Verständnis der These, dass das Philosophieren in der **Verwunderung** – auch dies im auf- merksamen Hinblicken ein vorrangig visuelles Phänomen – sein Fundament hat.⁶ In der Bewegung des Philosophierens mit Kindern – viele wissen es, eines meiner spezielleren Beschäftigungsfelder – wird diese Platon und Aristoteles gemeinsame These nicht selten entdifferenzierend verfälscht: Jostein Gaarder etwa schreibt, zum Philosophieren benötigten wir *nichts weiter* als die Fähigkeit, uns zu wundern. Die Studierenden werden es in meinen Seminaren hoffentlich



gelernt haben: Das *thaumazein*, so das griechische Wort, ist zunächst ein rein passives Erstauntwerden, wendet sich dann erst aufgrund der Erschütterung zu einer aufmerksam verweilenden Verwunderung, um erst dadurch in den Zustand des reflexiven *Sich*-Wunderns zu geraten, wodurch der zur Verwunderung gebildete Blick nach außen sich wendet in den Blick nach innen zum *Akt* der Verwunderung, was nun genauer auszutarieren ist; und erst damit beginnt ahnend und sich weiter bildend das Philosophieren. Kleine Kinder sind deshalb jedenfalls nach meiner und wohl auch des Platon und des Aristoteles Meinung, (noch) keine Philosophen, wie es unreflektiert und nötige Bildungsprozesse schnell einschleifend sogar Bildungspläne behaupten; doch stellen Kinder gerade in ihrem Erstauntsein philosophisch höchst interessante Fragen, die wir Erwachsene ins Philosophieren hinein zu fördern und zu entwickeln die Aufgabe haben.



1. (6) Mit der Erläute- rung solcher Förde- rung kommen wir mit drei weiteren Facetten zur Differenzierung der zweiten, der *kriti- schen Dimension* des Blicks. Ich greife dafür zunächst zum Blick Philosophen schlecht- hin: Der Renaissance- Maler **Raffael** hat ihn wunderbar ins Bild gesetzt⁷: **Aristoteles** sehen wir hier mit seinem Lehrer **Platon**: Platon deutet mit sei-

⁶ Erneut zur Veranschaulichung ein Detail aus T.Kuhlmann: Armstrong (s.o. Anm.1).

⁷ Raffael: Die Schule von Athen. Auszug. https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Schule_von_Athen#/media/Datei:La_scuola_di_Atene.jpg

ner Rechten nach oben, den Timaios, sein metaphorisch-metaphysisches Buch (nicht nur über den Kosmos) in der Linken haltend, Aristoteles hingegen weist mit der Nikomachische Ethik in der einen Hand mit der anderen zum Boden. Oft wird das als Gegensatz zwischen einer dem Überirdischen zugewandten Metaphysik und der dem täglichen Leben zugewandten Empirie gedeutet, im heutigen Methoden-Streit um das Empirische neu bedeutsam, und zwar als Kritik an jeder Form empiristischer Hypertrophie, der sich jeder Philosoph nur emphatisch anschließen kann. Warum? Um es mit Raffael zu sagen, später mit Kant, nach dem Anschauung ohne Begriffe blind bleiben muss, hier aber zunächst mit dem Empiriker Aristoteles: Empirie in heute oft gebräuchlicher Bedeutung ist lediglich eine nützliche Voraussetzung für wissenschaftliche Forschung, eigentliche Wissenschaft aber findet erst statt im reflektierenden Durchgang durch das Sammeln von Daten und Fakten hin zur Theorie, die dann zugleich jene anfängliche Erkundung in ihren Bedingungen, Voraussetzungen, Möglichkeiten wie Grenzen auf den Begriff zu bringen weiß. Konkreter: In der Tat beginnt wissenschaftliche Einsicht mit der ganz unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung, welche in ihrem Sammeln von Eindrücken, so Aristoteles, allerdings zugleich Unterschiede ausmacht, die Eindrücke also nicht schlicht rezipiert, sondern zumindest implizit bereits perzipiert, also durchdringt. Zur wirklichen *empeiria*, zur Erfahrung, wird eine solche empirische Sammlung von Daten, so Aristoteles weiter, erst durch die synthetische Fähigkeit, das Viele zu einer eben einheitlichen, weil das Viele vereinigenden Erfahrung zusammen zu binden. Und erst diese *empeiria*, Kant nennt sie später **Erfahrungserkenntnis** in Abhebung vom alltäglichen Sinn von Erfahrung, ist der Schlüssel zur *wissenschaftlichen* Aneignung und Auseinandersetzung mit allem. – Wissenschaftlich Arbeitende mögen daraus ihre methodologischen Schlüsse ziehen.

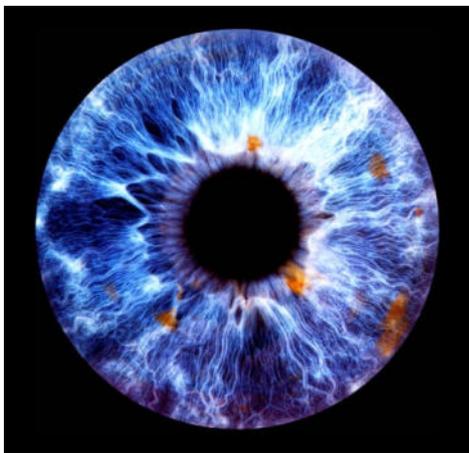
(7) Das Entscheidende in Raffaels Bild, bei dem wir noch bleiben, ist aber der Blick zwischen Platon und Aristoteles. Denn beide, Platon wie Aristoteles, schauen nicht mit ihren Händen nach oben oder unten, sondern blicken einander an. Verbunden sind sie also miteinander durchs **Gespräch**, genauer im diskursiv streitenden Austausch, zu dem auch die umstehenden Zuhörer und mit ihnen der Maler Raffael wie auch wir als Bild-Betrachter aufgefordert sind. Was heißt das für den Blick des Philosophen? Philosophie ist wesentlich dialogisch, mehr noch, diskursiv und dialektisch angelegt, ist also nicht nur metaphysische Ästhetik, ein das gewöhnliche Blicken durchbrechendes differenziertes *Sehen*, sondern auch ein metaphysisches *Verstehen*, diskursive Auseinandersetzung, die ein bloß rationalistisches Aneinanderreihen oder Zusammenstellen kritisch auf Voraussetzungen und vor allem Prinzipien hinterfragt und damit wie schon Sokrates mit stechendem Blick die Gesprächspartner zur Rechenschaft fordert.

Aristoteles selbst differenziert solch wissenschaftliches Vorgehen in seiner *Metaphysik* genauer aus: Schon bald nach dem zitierten ersten Satz nennt er sechs Kriterien für den **wissenschaftlichen Blick**, (1) über die Summe der Einzelheiten hinaus auf das Ganze zu blicken, (2) über das Gewohnte hinausgehend das Schwierige zu erkennen, (3) dies begrifflich „akribischer“ und kritischer zu denken, (4) dabei nicht auf den Nutzen oder unmittelbare Resultate hin zu schauen, sondern auf tiefere Einsicht und ihre Prinzipien, (5) im Wissen das Wissen zugleich wie ein Architekt zu ordnen, und [dieses bei Aristoteles an vierter Stelle stehende Kriterium nenne aus naheliegenden Bezügen erst hier als] (6) dieses Wissen wie auch die Stufen und Formen der Wissensaneignung auch vermitteln zu können – hier steht im Griechischen das Wort *didaskain*. Ja, Didaktik hat jedenfalls aristotelisch gesehen nichts gemein mit einer den Stoff vereinfachenden Reduktion, wie wir es oft unbedacht lesen. Der Didaktisierung eines Stoffs sollte es jedenfalls im Blick des Philosophen vielmehr um Pointierung, Elementarisierung oder Konzentration des Inhalts gehen, um so durch Didaktik die Inhalte zum Verstehen und zur Auseinandersetzung zu bringen.

Ich überlasse es wiederum den Zuhörern zu beurteilen, ob es gute Didaktik ohne Philosophie geben kann und auch, ob nicht Philosophie wesentlich didaktisch ist bzw. Didaktik ein der Philosophie inhärentes Prinzip.

(8) Didaktik ohne philosophisches Fundament gerät jedenfalls in Gefahr, zur inhaltsleeren Technik zu entarten. Gleiches gilt für die mit Blick auf funktionierenden Unterricht auch so beliebten Methodenkästen. Was hilft dagegen? Philosophen kennen da seit alters her Denkformen, vor allem die **Hermeneutik**. Gewiss kann auch sie missbraucht werden zu einer schlichten Interpretationstechnik oder auch zur sog. Wut des Verstehens, als ob durch Interpretation tatsächlich ein Text oder ein Werk eineindeutig in seinem Sinn zu entschlüsseln oder auch nur in seiner Aussage festzumachen wäre. Die Eigenart von Hermeneutik ist es demgegenüber, im Deutungsprozess kritisch herauszuarbeiten, dass, so Gadamer, „eine Aussage niemals ihren vollen Sinn-Gehalt in sich selber enthält“. Die „reine Aussage“ bzw. die reine Tatsachen-Aussage ist also Fiktion – das ist einzuwenden nicht nur gegen bestimmte philosophische Richtungen, sondern aber auch gegen rein ergebnisorientiertes Unterrichten. Vielmehr weist, so Gadamer „jedes Sprechen ins Offene des Weitersprechens“ – Ich komme auf diese Offenheit nochmal zurück.

Was aber hat Hermeneutik mit dem Blick zu tun? Vom intensiv die Sache wie die Gesprächspartner durchdringenden, fast stechenden, zugleich einnehmenden Blick, dem man sich kaum entziehen kann, war bereits die Rede. Auch Gadamer hatte ihn. Denn hermeneutisches Verstehen geht über das schlichte Zurkenntnisnehmen des „so-ist-es“ hinaus. Der Rückbezug auf Hermes, den Namensgeber solcher Verstehenskunst,



macht es deutlich: Beim rechten Verstehen geht es um Übersetzung, nämlich im Vernehmen von etwas dieses als etwas zu verstehen, was über den bloßen Wortlaut hinaus in seinem tieferen Sinn entschlüsselt sein will und so erst mich in Anspruch nehmen kann. Das geht aber nur über laufend den Verstehensprozess leitendes *Nachfragen*, kritisch urteilende Perspektivwechsel und stets neu zu klärendes, nicht definierendes Begreifen. Die schöne didaktische Formel „sehen – urteilen – handeln“ hat in solch hermeneutischem Verstehen ihren Grund. Darum gilt Hermes als Patron der Philosophie.

Und seine Vorgängerin war übrigens Iris, darum dieses Bild⁸, um mit Iris, ursprünglich der Regenbogen, der Himmlisches und Irdisches oder auch Luft und Erde mittels Wasser und Feuer, als sich gegenseitig erschließende Elemente übersetzt, worauf erneut Platon rekurriert, um mit Iris also jenes *thaumazein* zu erläutern, von Thaumatas abzuleiten, dem Erschütterer, und seiner Tochter Iris. Iris, ophthalmologisch die Blende in unserem Auge bezeichnend, symbolisiert sinnennehmendes Verstehen, weil wir nur durch Einstellen der Blende, gebrochen oder eben übertragen das zu Sehende zu sehen bekommen.

Diese Brechung aber kann nicht nur, sondern muss auch *dargestellt*, und zwar auch schriftlich formuliert und dadurch als zu Lesendes und so als notwendig zu Interpretierendes dargestellt werden können, so Hegel, auf den in diesem Zusammenhang jedenfalls kurz zu verweisen ist.⁹ Keinen besseren Verteidiger und



⁸ aus: <https://pixabay.com/de/images/search/iris/?page=3>

⁹ Das auf dem Bild (eigene Fotografie) aus dem Senatssaal der Universität Heidelberg zu oberst liegende und durch die Studierenden und Lehrenden der Ruperto Carola zu lesende und zu deutende Buch hat Jens Halfwassen in seinem Festvortrag zum 200-jährigen Jubiläum 2017 als Hegels 1817 veröffentlichte Heidelberger „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ ausgemacht.

Erläuterer nämlich von Theorie gibt es, dieser oft verachteten Kunst, da fälschlich der angeblich konkreteren Praxis als Abstraktum entgegen gestellt. In Wirklichkeit ist Theorie das viel konkretere Sehen, nämlich die Schau, die das viele Einzelne, so Hegel, durch „denkende Betrachtung der Gegenstände“ orientierend zu ordnen in der Lage ist wie auch im sog. Absoluten Geist die Möglichkeiten und auch Grenzen solch ordnender Betrachtung erläutert, als nicht nur kritisch reflektierender Verstand, sondern sich wissende, weil *einsiehende* Vernunft.

(9) Als vertiefenden Hinweis auf diese nunmehr dritte, das Sehen zum Sehen des Sehens wie des Nichtsehens *transzendierende* Dimension des philosophischen Blicks, greife ich zu einem die Philosophie nur vordergründig verlassenden Stück Literatur. Es ist eine Erzählung von Ingeborg Bachmann. Bachmann, selbst ausgezeichnet philosophisch gebildet, schafft es hier vielleicht besser, jedenfalls eindringlicher als die meisten fachphilosophischen Texte, mit intensiven, spannungsgeladenen, unmittelbar zur Auseinandersetzung provozierenden Sätzen, uns für elementare Pointen des Blicks des Philosophen zu faszinieren. Es geht um **Miranda**, eine Frau, die, wie schon ihr Name es sagt, sich wundern muss, weil und auch obwohl sie mit dem Leben, mit sich selbst und den Beziehungen zu den Mitmenschen gar nicht zurechtzukommen scheint. Und diese Problematik wird handfest sichtbar in einem Defekt, der sich zugleich als besondere Fähigkeit erweist.



Miranda ist nämlich Myopikerin, also kurzsichtig – und zwar heftig, so wie ich auch, warum sie mich wahrscheinlich von Beginn an so fasziniert hat. Der Kurzsichtige aber hat nicht nur das Problem, die Brille abgenommen nichts mehr scharf sehen zu können:¹⁰ Im Unterschied zum so genannten Normal-sichtigen, vielleicht auch zum Weitsichtigen, die viel eher der Illusion erlegen sind, alles ganz genau sehen zu können, sieht der Kurzsichtige im defekten Sehen sofort auch die prinzipiellen Grenzen *seines* Sehens und mit ein

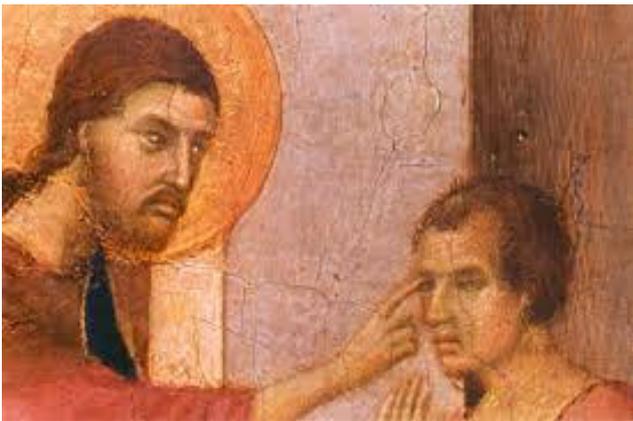
wenig Reflexion auch von Sehen überhaupt. In der Gebrochenheit des Sehens ist der myopische Mensch aber zugleich darauf zurückgeworfen, gerade die kleinsten Details genau zu erkunden, auch das Unscheinbare ernst zu nehmen, ohne dabei zugleich das Ganze, aus den Augen zu verlieren, wie es so schön metaphorisch heißt, ja im Kleinsten den Widerschein des Ganzen zu entdecken. Eine kleine Passage aus „Ihr glücklichen Augen“ dazu mag ich Ihnen/Euch trotz der beschränkten Zeit nicht vorenthalten:

Auch Josef vergisst manchmal, wenn er mit ihr spricht, dass er es nicht gerade mit einer Blinden, aber mit einem Grenzgänger zu tun hat und wohlbekannte Dinge Miranda nicht recht bekannt sind, dass aber ihre Unsicherheit produktiv ist. Obwohl sie zaghaft aussieht, ist sie nicht schwächlich, sondern selbständig, eben weil sie genau weiß, was sich zusammenbraut in dem Dschungel, in dem sie lebt, und weil sie auf alles gefasst ist. Da Miranda unkorrigierbar ist, muss die Wirklichkeit sich vorübergehend Veränderungen von ihr gefallen lassen. Sie vergrößert, verkleinert, sie dirigiert Baumschatten, Wolken und bewundert zwei schimmelgrüne Klumpen, weil sie weiß, das muss die Karlskirche sein, und im Wienerwald sieht sie nicht die Bäume, aber den Wald, atmet tief, versucht, sich zu orientieren ...

¹⁰ In Bilder gefasst hat dieses Phänomen in unmittelbar anschaulicher Weise Gerhard Richter, hier mit einer eigenen Fotografie seines Bildes „Seestück (bewölkt)“ von 1969 im Neuen Museum Nürnberg.

In einer Welt von Alibis und Kontrollen rätselt Miranda - natürlich nicht an einem Welträtsel, an nichts von Bedeutung. Nur: will dieser Umriss Herr Langbein sein, oder will er es nicht sein? Es bleibt ein Geheimnis. Wo alle sich Klarheit verschaffen wollen, tritt Miranda zurück, nein, diesen Ehrgeiz hat sie nicht, und wo andre Geheimnisse wittern, hintenherum und hinter allem und jedem, da gibt es für Miranda nur ein Geheimnis auf der ihr zugewandten Seite. Es genügen ihr zwei Meter Entfernung, und die Welt ist bereits undurchdringlich, ein Mensch undurchdringlich ...

(10) Ich kommentiere das hier nicht weiter, sondern transferiere diesen dialektisch die Wirklichkeit transzendierenden Blick auf einen weiteren Aspekt; der betrifft meine Doppelsexistenz, wie man denn ernsthaft beides, Theologe und Philosoph sein könne. Ein dieses Problem im wörtlichen Sinne wunderbar erläuternder Text ist die knappe Perikope vom **Blinden** von Betsaida (Mk 8). Ich habe noch keine deutsche Übersetzung gefunden,



die die Intelligenz der Wortsetzung durch Markus uns nachvollziehbar vor Augen führt. Denn nur oberflächlich geht es hier um einen real Blinden, der durch Jesu Berührungen in wundersamer Weise wieder soll sehen können. Das Griechische stellt uns das Metaphorische der in diesem Text nachzulesenden Seh-Formen klar vor Augen, wenn in deutlicher Steigerung das *blepein*, nennen wir es das Blicken, hier **das Blicken des Blinden**, durch eine mehrfache Berührung Jesu sich wendet zu einem *anablepein*,

einem Aufblicken, einem *diablepein*, Durchblicken, und schließlich *emblepein*, Einblick-Gewinnen, von Markus bewusst so gesetzte Worte. Und diesen Text mit dem Blick nicht nur des Philologen, sondern auch des Philosophen zu lesen, das legt die ebenso gezielt wenige Verse zuvor zitierte Aufforderung des Jeremia nah: „Habt ihr denn keine Augen um zu sehen“. Ganz an der Sinn-Erläuterung dieses Blicks (erneut lesen wir hier das Verb *blepein*) ist Markus also mit seiner Blinden-Geschichte gelegen. Noch evidenter wird das, wenn direkt zuvor das gesuchte Blicken mit der Frage problematisiert wird: Versteht und begreift ihr denn noch nicht: *οὔπο νοεῖτε οὐδε συνίετε* lesen wir. Theologisch geht es bei dem hier am Ende zu fassenden Einblick um das Erfassen des Messias, also der Erlösung. Philosophisch aber ist in dieses Erfassen notwendig eingebaut die Reflexion, auf welcher Grundlage bzw. durch welche Blickdimension ein solcher Einblick in Transzendentes möglich und verstehbar, mit Hegel besser *vernehmbar* ist; nicht zufällig lesen wir im Griechischen *noein*, – die Vernunft also ist gefragt.

Für den aktuellen Zusammenhang eines dermaßen geweiteten Blicks aufregend ist eine weitere Wendung des von Markus überlieferten Geschehens: Der Mensch, der vernünftigen Einblick gewonnen hat, möge nun nicht mehr in sein Dorf zurück gehen. Warum? Dort bliebe er im alltäglichen Schein-Blick gefangen, sprich in der Höhle Platons, ohne sich der Mühe zu unterziehen, hinaufzublicken aus der Höhle ins Offene und so Durchblick zu gewinnen, um schließlich zur Einsicht zu gelangen. Vermag er aber tatsächlich zur Einsicht zu gelangen, bzw. zu welcher Einsicht gelangt er? Platon erzählt zwar, dass der aus der Höhle Hinausgelangte am Ende die Sonne selbst erblicken werde, sogar an dem ihr eigenen Ort, nicht nur im Spiegel. Doch war Platon gewiss nicht so dumm, um seine Leser zu ermutigen, blind zu werden und zu verbrennen, wenn sie nämlich ungeschützt in die Sonne blicken. Wozu also dieses Bild? Ich denke, es geht hier um eine Art **negativer Metaphysik**, vergleichbar der in der Blinden-Perikope angelegten negativen Theologie – hier spiele ich an auf den tieferen Sinn der Symbiose zwischen Theologie und Philosophie –, um eine Metaphysik also, die kritisch ist gegenüber der Behauptung eines faktizitären, vergegenständlichenden Einblicks in ihren Gegenstand, die aber zugleich weiß um diesen transzendenten, unserer Erfahrung wesentlich entzogenen Gegenstand, darum

ein Wissen des Nichtwissens ist, und daher weder resignativ Denken auf sogenannte Tatsachen-Worte und -Kenntnisse beschränkt, noch agnostisch alle weitere Auskunft über das Nichtwissen verweigert, sondern dieses Wissen des Nichtwissens, diese letzte Dimension des Blicks des Philosophen, als Orientierung, Leitstern, Ermutigung nimmt für den uns stets weiter führenden Blick in jenes Offene des Weitersprechens und Weiterdenkens. Dazu zu ermutigen, gepaart mit aller Aufmerksamkeit für die Details und mit aller kritischen Reflexion, das sehe ich als zentrale Aufgabe auch philosophischer Didaktik.

(11) Über den Blick des Philosophen kann man nicht reden, ohne zuletzt auf Kant zu sprechen zu kommen. Ausgerechnet der große Alleszermalmer, der mit seiner Kritik der reinen Vernunft die Grenzen menschenmöglicher Erkenntnis radikal abgesteckt hat auf das unserer Erfahrung Zugängliche, ausgerechnet dieser Zerstörer aller spekulativen Metaphysik plädiert an entscheidenden Bruchstellen seiner Werke *für Metaphysik*.

Und noch mehr: In seinem berühmten „Beschluss“ der *Kritik der praktischen Vernunft* fühlt er sich gar „erfüllt“ und sollen auch seine Leser sich erfüllt fühlen vom „bestirnten Himmel über mir“ und dem „moralischen Gesetz in mir“, wovon Kant sogar ganz als Blick des Philosophen behauptet: „Ich sehe sie vor mir“.¹¹

Wie das? Dazu zwei die Austarierung des Blicks des Philosophen heute abschließende Bemerkungen: Zunächst wird das metaphysische Sehen von

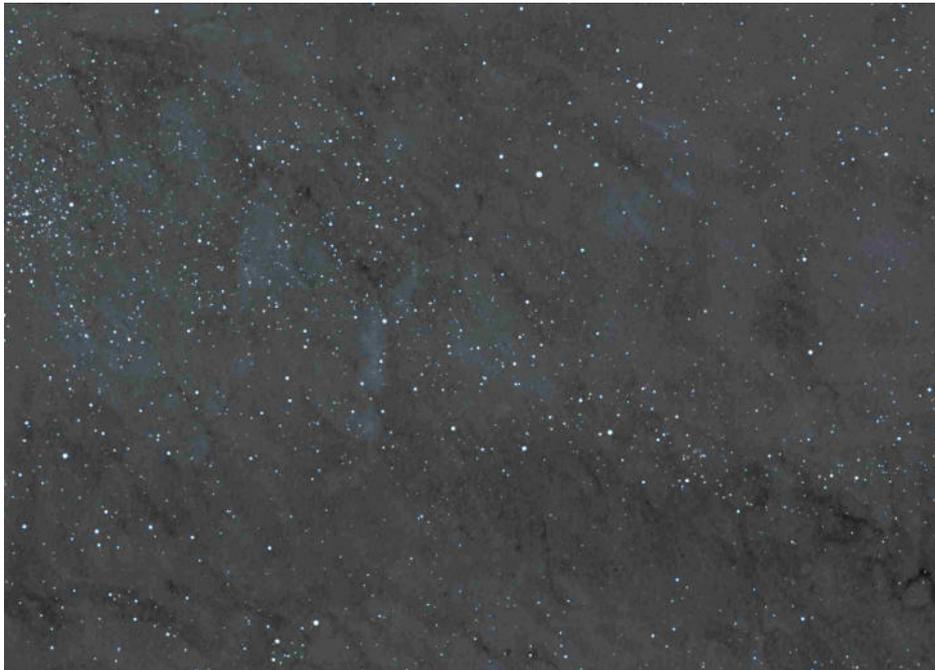


Kant ganz direkt als Grundlage einer kritischen Auseinandersetzung erläutert: Allein Wissenschaft, so Kant, „ist die enge Pforte, die zur **Weisheitslehre** führt“; der Weg zur Weisheit hat so vor allem das Ziel der Absicherung gegen scheinwissenschaftliche Irrwege, weil ideologisch überzogene „ismen“ wie, ich zitiere, „Materialismus, Fatalismus, Atheismus“ sowie „Unglauben, Schwärmerei, Aberglauben“ und auch „Idealismus“ wie „Skeptizismus“; und der „Dogmatismus“ wäre zu ergänzen durch Empirismus, alles Reduktionen philosophischen Denkens auf das Denken einer Hinterwelt, das wäre falsche Metaphysik, wie auch auf reine vorwissenschaftliche Faktizität. Kants rehabilitierte Metaphysik hält demgegenüber den Blick offen auf das unserer Erkenntnis gleichwohl verborgene, nennen wir es die Ideen von Wahrheit, Gutheit, Schönheit oder in der metaphysischen Tradition die Ideen von Ich, Welt und Gott offen, offen nicht in dem Sinne, dass wir diese Ideen erlangen könnten, aber dass sie uns als Leitsterne notwendige Sinnorientierung bieten, nicht nur für unser Denken, sondern für unser Leben überhaupt, und zwar als Ermöglichungsgrund unseres Denkens und Lebens. Insofern leistet Philosophie mehr als bloß das Aufdecken von Irrtümern.

Das Aufdecken von Irrtümern, wofür auch der sprachkritische Wittgenstein als einzige Aufgabe von Philosophie plädiert, eröffnet aber eine zweite Wendung des Blicks, mit der ich schließen mag: Wittgenstein will

¹¹ Diese ganz unmittelbare Einsicht in unserer Erfahrung letztlich nie vollkommen zugängliche Naturzusammenhänge einerseits und moralische Herausforderungen andererseits scheint mir der tiefere Sinngehalt zu sein auch des hier abglichteten Bilds „Flucht nach Ägypten“ von Adam Elsheimer aus dem Jahr 1609: [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Adam_Elsheimer_-_Die_Flucht_nach_%C3%84gypten_\(Alte_Pinakothek\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Adam_Elsheimer_-_Die_Flucht_nach_%C3%84gypten_(Alte_Pinakothek).jpg).

wie Kant dem Denken, genauer „dem Ausdruck der Gedanken“ eine Grenze ziehen und folgert daraus den bekannten Satz „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ Nun hatten wir zuletzt mit Kant und zuvor auch Hegel die Möglichkeit, ja Notwendigkeit der Philosophie gesehen, auch diese Grenze bzw. ihr Einhalten in Worte zu fassen, also nicht in ein agnostisches Schweigen zu verfallen. Wittgensteins Appell, diese Sätze zu überwinden, und Sprache, gerade die philosophische, darauf zu begrenzen, nur zu sagen, was sich klar, als Tatsache sagen lässt, Wittgenstein öffnet sich damit vielleicht einer weiteren Blick-Dimension: Zu fragen wenigstens ist, und auch dies philosophisch, ob es nicht auch den nicht sehenden bzw. den mit geschlossenen Augen sehenden Blick gibt. **Mystik** – *myein* meint ein solches Sehen mit geschlossenen Augen – nähert sich einem solchen Sehen. Ich will nicht so weit gehen, dies als weiteren Blick des Philosophen zu behaupten. Aber zuweilen, jedenfalls um sich vor menschliche Einsicht übersteigenden Vergegenständlichungen zu schützen, kann und sollte Philosophie vielleicht doch auch schweigen in Demut vor den Grenzen der ihr möglichen Einsicht und sich mit Kants „Vor-sich-sehen“ Möglichkeiten des Sehens öffnen wie sie absoluter Kunst, die sich als Erhabenheit letzter begrifflicher Deutung entzieht, vielleicht eher möglich ist als der Philosophie.¹²



¹² Das Faszinierende eines Blicks in den Sternenhimmel, wovon anfangs (P. 3) die Rede war, mag dazu einen Hinweis liefern; ein Bild davon fängt solchen „natürlichen“ Eindruck natürlich nicht ein, allenfalls verweisen kann darauf ein gemaltes Abbild, hier erneut T.Kuhlmann: Armstrong, wie Anm.1.

(12) Philosophierend aber übergibt sich der Philosoph am Ende wohl nie dem Schweigen, sondern ermuntert stets, zwar nicht zum völligen Begreifen, aber doch zur sprachlichen Auseinandersetzung. Zum Abschluss gibt es darum nochmals die Erläuterung eines Bildes, eines schlichten, nur scheinbar banalen aus dem Bilderbuch „Der rote Apfel“ von Kazuo Iwamura.¹³ Tieferer Inhalt des Buchs ist der zunächst äußere Prozess des Lebens als Entstehen und Vergehen wie auch die diesem entsprechende innere **lebendige Bewegung** unseres sinnlichen, denkenden, handelnden Verhaltens zur Wirklichkeit, in diesem Buch veranschaulicht durch die Reflexion der Voraussetzungen und Bedingungen, jenen roten Apfel zu verzehren, der anfangs dem Mädchen herunter gefallen war und dessen Kerne am Ende einen neuen Apfelbaum verheißen werden. Das Faszinierende und auch Lehrreiche und so in echte philosophische Verwunderung hinein Führende aller Bilder ist die sensible, empathische und schon für kleine Kinder klare Mimik und Gestik, mit der Iwamura



das Mädchen und seine vier Tierfreunde in ihrer Auseinandersetzung mit dem Apfel zeichnet. Die Zeichnungen fordern unmittelbar heraus, als Betrachter selber so genau auf das ganze Geschehen hinzuschauen und zu reagieren wie die Akteure im Buch. Das Bilderbuch ist in der deutschen Ausgabe mit Versen versehen, die dem Rhythmus der bereits in den Bildern selbst zu entdeckenden Geschichte nachempfunden sind – der entsprechende Vers lautet hier, vielleicht kann er gar nicht anders lauten: „... wunderrot der Apfel, seht ...“,

nicht nur eine Aussage des Eichhörnchens, dem seine Freunde sichtbar beistimmen, sondern zugleich aller kleinen und großen Betrachter, wenn sie denn blickend, aufblickend, durchblickend und einblickend das Bild betrachten und von hier aus belehrt nochmal und nochmal im Buch vor oder weiter blättern und es nachsprechen. Die Verse sind also im Sinne der **Leseförderung**, eines Lesens, das durch genaues und wiederholtes Hinschauen zu einem sinnentnehmenden Lesen führen kann, verfasst worden; – ich hoffe, da ich selbst der Autor bin, einleuchtend mit dem Blick des Philosophen, da um nichts mehr bemüht, die in den Bildern selbst gesehenen Blicke, Verwunderungen, Einsichten und nicht zuletzt Fragen in Worte zu fassen.

Das Sehen des Apfels kulminiert übrigens nach Ausloten der anderen Sinnesfähigkeiten – neben der visuellen also der akustischen, der olfaktorischen und der haptischen – im gemeinsamen und dabei durchweg diskursiv-kommunikativen Verzehr des Apfels. Mit dieser letzten Facette will ich meine Rede schließen. Auch Platons „**Symposion**“ endet bekanntlich mit der Erzählung eines Trinkvor allem aber Gesprächs-Gelages, eines Gesprächs, das bestimmt ist von zur Auseinandersetzung auffordernden Fragen, so wie es auch im „Roten Apfel“ zu sehen und zu lesen ist: „Ob man den wohl essen kann?“



¹³ Hier und nachfolgend ©: K.Iwamura: Der rote Apfel. Dt.Text HBPetermann. Bargteheide: minedition 2009.



Im Buch heißt es dann weiter „Oben auf dem Hügel dann“ – ich wende das heute um in ein „Hinten an den Tischen dann“. In diesem Sinne symposial erlaube ich mir nunmehr, die anwesenden Freunde der Philosophie einzuladen auf ein Glas Wein oder auch Wasser mit ein wenig Brot und Käse zum Knabbern, vor allem aber auf einige Nachgespräche.

Ich danke Euch und Ihnen allen ganz herzlich nicht nur, dass Ihr und Sie heute Abend hierher gekommen seid, sondern dass ich an dieser Institution meine berufliche Laufbahn, den Blick des Philosophen zur Auseinandersetzung zu bringen, nunmehr mit meinen kleinen Denk-Ermutigungen beenden durfte.

Vielen Dank!

